

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 17 — Sonntag (Ostern), den 21. April 1935.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.



Wie die Berge ragen
Hoch in Himmelsflut!
Alles ist seit Tagen
Voller Glanz und Glut.
Fröstelt im Gelände
Noch der Winterschnee?
Tief in Gottes Hände
Sinkt das letzte Weh.

Tief in Gottes Hände
Rinnt auch unser Leid;
Helle Sonnenbrände
Flammen in die Zeit!
Blüte dicht bei Blüte
Ziert die Wiese bunt;
Ewige Frühlingsgüte
Wird im Herzen kund.

Und aus goldnen Säumen
Trifft ein Mann uns nah,
Hinter ihm in Träumen
Kreuz und Golgatha,
Vor ihm nichts als Leben,
Leuchten überm Hag,
Lächeln, Streicheln, Geben:
Auferstehungstag.

Ostern mußt Du erleben...

Wenn fröstelnd im Gelände die ersten Boten des Frühlings sich reden und Osterglocken über die Berge unserer erzgebirgischen Heimat klingen, offenbart sich aufs neue das Auferstehungswunder. Wir spüren die unerforschliche Kraft Gottes auf Erden. Ein Säemann ging aus zu säen, wir aber stehen anbetend in diesen Tagen vor dem Osterfaatfeld der Natur, das blühend sich aus dem Schoß der Erde hebt, der Sonn' entgegen. Wer in solchen Tagen nicht betend vor der Allmacht Gottes seine Hände faltet, ist auch der Ernte nicht wert, die diesem Frühling folgen wird und leerer Begriff bleibt ihm das Osterfest, so oft

ers auch mit uns erleben mag. So ist ihm auch Abendmahl und Christi Tod nur ein äußerlich Zeichen christlicher Gemeinschaft, wird nie aber zu wahren Ostererleben, wie so manche unserer Zeitgenossen Kirche und biblische Gestaltung nur aus einem frommen Brauchtum kennen oder vielleicht gar umgestalten wollen, was doch göttliche Offenbarung ist. Das Kreuz wird ihnen Sinnbild des Todes, nie aber Zeichen des Sieges sein. Wie das wohl kommen mag? Steht da hoch aufgerichtet mitten auf blumiger Au das Kreuz des Heilands. Um uns her lacht die Sonne und Taufendschönchen reden ihre

Kelche himmelwärts. Wie Leben und Tod stehen diese Bilder beieinander, aber doch nur dem, der das Kreuz immer als Sinnbild des Todes sieht; — dem aber, der die befreiende Osterbotschaft erlebt, wird dieses Kreuz zu leuchtendem Siegesfanal. „Ja“ sagen die einen, im Regen und Sturm düsterer Novembertage mag dieses Kreuz hier stehen, da paßt es in die Stimmung der Natur, nicht aber jetzt zur Osterzeit, wo wir uns freuen wollen der Pracht dieser Welt. Das Kreuz ist ein Aergernis denen, die seine Sprache nicht verstehen, die aber daran glauben, spüren den tiefen Zusammenhang des Lebens mit dem ewigen Gott und dem Todesüberwinder Jesus Christus. Haben nicht Tau und Regen die bunten Blumen erst aus tiefem Schlaf geweckt? Tränen braucht auch Deine Saat, wenn sie aufgehen soll zu einer zarten Votosblume des Glaubens in Gottes großem Garten. Aber Du hast es vielleicht noch nicht einmal begriffen, was Dir gegeben ist, wenn Du die Frühlingsblumenwiese mit hellen Augen sehen darfst. Schließ die Augen und denke Du dürftest sie nie, nie mehr öffnen und das Wunder des Ostertages nimmermehr sehen! Wie unglücklich würdest Du auf einmal sein, wenn Du blind wärst, wie so mancher Volksgenosse unter uns. Aber wer weiß, vielleicht würdest Du innerlich sehend für die Gaben Gottes, die Du bisher kaum beachtet hast. Oder meinst Du, daß es so gar nichts bedeutet, wenn Dich der gütige Gott alle Morgen neu gesund aufstehen läßt, wenn Du Ostern für Ostern, alle Jahre wieder erleben darfst. Nein, lieber Leser, nichts ist Selbstverständlichkeit und wenn Du noch so achtilos glaubst vorübergehen zu können, Du wirst empfinden, was Dir Gott bisher gegeben hatte, in dem Augenblick, in dem Du es wirst hergeben, wirst verlieren müssen. Ob das Gesundheit ist, der Du Dich bisher erfreuen durftest, oder ein lieber Mensch, der um Dich her mit einer selbstverständlichen Liebe gewesen ist und der Dir plötzlich verloren geht durch den Schnitter Tod. All diese Leiden aber, die Dir in Deinem Leben begegnen, sind Mahnkreuze, die inmitten blumiger Au des Lebens plötzlich vor Dir stehen und die nur Aergernis denen bleiben, die Gottes Stimme nicht verstehen. Herr gib uns helle Augen, der Erde Not zu sehen! Herr, gib uns feine Ohren, Dein Rufen zu verstehen, und weiche linde Hände für unsrer Brüder Leid und klare Zeugenworte für unsre wirre Zeit. Herr, gib uns rasche Füße zu unsrer Arbeitsstatt und eine stille Seele, die Deinen Frieden hat. Hier am Kreuz ist solcher Friede für die, denen das Zeichen des gekreuzigten Heilandes kein Aergernis, sondern Zeichen des Sieges ist. Klare Zeugenworte brauchen wir freilich dazu auch in un-

serer Zeit, die manchmal auch an diesem Kreuz ihr Aergernis findet, genau wie zu jener Zeit, in der man Gottes Sohn auf Golgatha zwischen zwei Mördern zum Tode richtete. Die sieben Kreuzesworte aber sind das Ringen mit dem Tod um den Siegespreis ewigen Lebens und wohl Dir, wenn Du sie in Deiner Seele tief bewegst. Du wirst mit ihm im Paradiese sein Reicher wirst Du sein, und wärest Du in Deiner Sünde der Mörder einer an den Kreuzen von Golgatha, reicher sage ich, als falsche Schriftgelehrte und Weise auch unserer Zeit. Es ist ein seltsam Ding um dieses Christenkreuz. Immer wieder wird es den Menschen ein Aergernis und bleibt dennoch ein Zeichen ewigen Sieges. Natürlich mahnt uns das Kreuz an unsere eigene Sünde und Schwäche, muß es deswegen aber uns unmännlich machen, wenn wir vor diesem Kreuz in die Knie fallen? Manch rechter Ritter hat in stillem Gebet vor diesem Kreuz die Kraft gefunden zu sieghaftem Kampf und auch unsere Zeit wird vor diesem Kreuz die Fahnen senken müssen. Gut deutsch sein kann immer nur heißen, stark sein im Glauben an den Erlöser aus aller Not. Ist er es nicht, der das deutsche Schicksal gewendet hat in der Erweckung unseres begnadeten Führers. Wohl an, er mag uns den Sieg auch geben in der Befehrung aller derer, denen dieses Kreuz noch ein Aergernis ist. Fahr einer sein Schiff über die Meere, — den rechten Heimathafen findet er nicht ohne das Leuchten und Blinken der Scheinwerfer von den Gestaden eines festen Landes! Fahr einer sein Lebensschiff durch die Klippen dieser Welt, — er steuert sein eigenes Schicksal in den Grund, wenn nicht der rechte Lotse an Bord ist, welcher ist Christus der Herr. Das Lösegeld aber ist bezahlt auch für Dich, dafür bürgt Dir das Siegeszeichen des Kreuzes. Aber aufnehmen mußt Du auch Deinen Helfer aus Not, sonst wirst Du Schiffbruch erleiden und dünktest Du Dich noch so stark und sicher in Deinem Boot. Siehe, alles um Dich her ist Gottes Gnade. In diesen Ostertagen mag uns das so recht offenbar werden. Blumen streut Gott Vater uns auf den Lebensweg. Sie sind ein Gottesgruß. Du Mensch finde durch den Dank den Weg zum Himmel. Zu danken hast Du gar viel. Das Kreuz mahnt Dich daran. Unter dem Kreuz Jesu Christi hebt sich ein Blühen und Anospen an ohne Ende, unter dem Kreuz führt der Weg zum Frühlingswunder der Ewigkeit. Ein Blinder aber wäre sehender als Du, wenn Du nicht andächtig vor solchem Osterwunder betend Deine Hände salbest. Ostern mußt Du erleben!

S. Sdl.

Noch hast Du die Wahl!

Willst du glücklich werden,
Seele, schon auf Erden,
Gib dich Jesus hin!
Er nur stillt dein Sehnen,
kehrt in Freud' die Tränen,
Macht neu Herz und Sinn!

Du darfst zu Ihm kommen
Und wirst angenommen,
So, wie du bist!
Er liebt dich von Herzen,
kennt der Wunde Schmerzen,
Die im Herzen frist!

Er weiß um dein Fehlen,
Sollst Ihm nur erzählen,
Was dich drückt und quält!
Alle deine Sünden,
Die dich knechten, binden,
Ueberwand der Held!

Denn all dein Verschulden
hat im Kreuzesdolden
Er reisslos bezahlt!
Wenn du Ihm vertrauest,
Auf Sein Opfer bauest,
Gnadenjonn' dir strahlt!

Eil', dich zu entscheiden,
Sonst mußt du erleben
Dereinst ew'ge Qual!
Den du noch zum Freunde,
hast du dann zum Feinde,
Noch hast du die Wahl!

J. Schreiter, Buchholz,

DIE ROSENTÄNZER

Roman von Sophie Kloorh.

(5. Fortsetzung.)

„Du bist mein erster Rat, Uwe“, rief Moiken von ihrem Küchenthrone aus. „Du sollst neben mir sitzen. Hier, hoch dich auf die Tischdecke. Du erzähl, warum der ‚Rosentanz‘ nicht mehr weiß ist und warum er mit einem Male so heißt wie der alte Seeräuber.“

„Ja“, sagte Uwe, und seine Augen sahen ganz ernsthaft drein, „das ist mal so. Er war zu schön. Und wir Kerls an Bord, wir waren es auch. So was hatten die schwarzen Leute da unten am Mittelmeer, wo das Afrikaland liegt, noch gar nicht gesehen. Und da war 'ne Königin, die hatte zehntausend Sklaven und achtundneunzig Kamele, und dreihundert Elefanten und sieben Schlösser, und Perlen und Edelsteine in ganzen Haufen, und die hatte einen Narren an uns gefressen und wollt' uns nicht wieder fortlassen.“

„So. Dich nicht? Oder deine Kameraden nicht? Oder das Schiff nicht?“

„Na — ich will mal sagen, alles zusammen nicht. Sie hatt' uns alle zu gern, und wir sollten da unten bei ihr bleiben. Aber es wurd' uns zu heiß, als es auf den Sommer ging, und eines Abends sagt der Graf: Jungens, heut nacht wollen wir dem ‚Rosentanz‘ ein ander Kleid anziehen, daß uns die Wachen morgen früh nicht kennen. Denn rund um uns 'rum lag es immer voll mit lauter Booten, und darin sahen schwarze Kerle mit Bogen und vergifteten Pfeilen. So schrecklich gern mocht' sie uns leiden.“

„Da haben wir uns über Nacht so dunkel gefärbt wie ihre Haut, und falsche Segel gehißt, und am Morgen — wir hatten uns auch alle selber braune Gesichter gemalt — dachten sie, das wär' Hexerei und kriegten es mit der Angst zu tun und wagten sich nicht recht ran, und da nutzten wir ihren ersten Schreck aus und machten uns davon.“

„Ja“, sagte Moiken, „lügen kannst du ja ganz fix, aber nu' möcht' ich die Wahrheit hören.“

„Was anderes kann ich dir nicht erzählen.“ Denn, wenn er auch unter lauter Freunden saß, es konnte doch der Teufel sein Spiel haben und es rund bringen, daß der ‚Rosentanz‘ drunten von Spanien Waffen geholt und an deutsche Küsten getragen hatte. Die Franzosen waren ihm schon scharf genug hinterdrein. Er tat gut, sich eine Weile unter falscher Flagge in dänischen Gewässern herumzutreiben, während sein Besitzer am Hof zu Kopenhagen den Verehrer des französischen Kaisers spielte.

„Bleibst den Sommer hier?“ fragte Fischer Mews.

„Mann, Mann! Was soll ich den Sommer lang hier anfangen? Schafe hüten und Fische fangen? Drei Tag', dann bring' ich das Schiff nach Tondern, da bleibt es liegen, bis der Graf mir Nachricht gibt.“

„Und du? Treibst dich so lang' in Hamburg rum?“

„Ich geh' zur Blomsburg, die liegt weit drinnen im Land wo es Berge gibt und die Menschen nicht wissen, was friessisch ist und wie die See aussieht; da hab' ich vom Grafen Bescheid zu geben.“

Was er sonst unterwegs für Bottschaften tragen sollte, das ging die hier den Deubel an.

„Run wollen wir tanzen“, befahl Moiken. „Du sollst uns die Tänze lehren, Uwe, die sie da tanzen, wo du zuletzt gewesen bist.“

„Ist recht. Nimm die Fidel, Paul. Nimm sie Mews fort. Der kann es doch nicht so, und nach dem Dudelsack läßt sich das nicht tanzen. Wart, ich pfeif' es dir vor.“

Es war ein heißer, spanischer Tanz, den er im Süden in den Schenken getanzt hatte, und weil er nur wenige aufreizende

Copyright durch Dammert-Pressedienste G. m. b. H., Berlin W. 35.

Takte im Ohr behalten, pfiß er die dem Schneider vor. Der horchte, zog die Trecksiedel so ein paarmal bedachtsam und dann frischer, und nun hatte er die Melodie gefaßt, denn sein Ohr war gut, variierte sie ein bißchen, verlängerte sie —

„Richtig, richtig, aber flotter, viel flotter. Daß die Beine lose werden, Mann. Du klagst ja wie ein altes Nebelhorn. So, das ist besser. Komm her, Moiken Stabs, wir wollen es die andern lehren. Kannst denn tanzen, Deern?“

„Mußt es mit mir versuchen.“

Sie schoben den Tisch auf die Seite, traten in die Mitte der Küche, und Uwe gab Anweisungen.

Schnell genug begriff seine Partnerin, denn das Tanzen saß ihr im Blut. Sie kreisten umeinander mit auf den Rücken gelegten Händen, mit Blicken, die sie sich nur aus den Augenwinkeln zuwarfen, ablehnend und doch nicht voneinander kön-



Uwe Karsten und Moiken tanzen.

nend, und während des Kreisens wurden die Bewegungen schneller und schneller, die Glieder lösten sich, die Hände sanken erst an die Seite, hoben sich dann in aufschauzendem Tempo des Tanzes, schlugen gegeneinander — damit markierte der Mann die Kastagnetten — und dann riß Moikens aufsprühendes Temperament und Uwe Karstens geschmeidige Kraft den Schneider-Paul mit fort, daß er die Trecksiedel zog wie im Leben noch nicht, und die Zuschauer an die Wand zurückwichen, den wirbelnden Tänzern Raum zu geben.

Sie starrten alle die beiden an und wußten nicht, war das schön oder war das schamlos.

Die Männer, Fischer Mews und der Schulmeister, fanden es famos, aber die Frauen dachten im stillen: Die Moiken! Solch eine schamlose Deern wie die! — Und hatten doch — Elsbe ausgenommen — alle Reid im Herzen.

Der Schneider-Paul ließ das Instrument sinken. Dabei wurden einem ja die Arme lahm.

Uwe packte seine Partnerin im letzten Ton, schwang sie wie eine Feder über den Kopf, und da saß sie wieder droben auf ihrem Bock, heiß, lachend, einmal glücklich.

Ja, das war noch Tanzen gewesen.

„Was, zusehen gilt nicht“, sagte der junge Kapitän. „Alle 'ran. Ihr müßt das auch lernen. Gesche Mews, vor vier Jahren standst nicht so da, wenn wir die Füße rührten. Komm her und gib mir die Hand.“

Sie kicherte ein bißchen, aber sie kam, und ihr Mann nahm Engel Johannsen; und Vene Lühsen, die dem Pastor wirtschafte, faßte Griet Johannsen, und nur der Lehrer und Elsbe

Siabs standen und sahen zu. Sein steifes Bein hinderte ihn an solchen Späßen, und sie war keine, die sich so wild herumwirbelte.

Moiken saß oben auf ihrem Thron und sah hinein in das tolle Treiben. Da kam etwas über sie — das kam bismeilen, wenn sie es am wenigsten ahnte — und es war ein jäher Widerwille gegen den Lärm und das Gestrampfe und die heißen Gesichter. Und sie dachte: Ach, was soll das alles! Ach, wer denkt jetzt an mich! Ach, wie allein bin ich doch! Ich möchte am liebsten weinen, und da stieg sie herunter vom Tisch und sah nach den andern, von denen achtete keiner auf sie, nicht einmal Elsbe, und dann ging sie nach hinten aus dem Hause — ging die Schulwerst nieder, schlenderte am Priel hin, und nach einigem Zögern wandte sie sich heimwärts.

Da kamen ihr droben am eigenen Hause Klageklänge entgegen. Hinnerk Holland, der geschlafen, als Großmutter und Schwester gingen, war aufgewacht und weinte jämmerlich in seinem Bett.

Sein Gefolge war ihr widerlich, es hatte etwas Tierisches an sich. Aber in dieser Stunde, wo sich wieder einmal Lebensüberschwang und Lebensüberdruß in ihr stritten, bekam sie Mitleid. Sie ging in die Stube.

„Was schläfst denn nicht, Hinnerk?“

„Badder kommen, Badder kommen.“

„Bater ist weg, ganz weit weg. Leg dich nur hin. Ich deck' dich zu. So, nun bist brav, bist ein guter Jung“. Ihre Hand strich über den dicken Kopf mit den wenigen fahlblonden Haaren. Schweißig war die Haut und die Lippen des Kindes trocken und spröde.

„Komm, Moiken gibt dem Hinnerk schöne, warme Ziegenmilch. So, da nimm mal.“ Das Kind konnte sich trotz seiner fünf Jahre nicht allein emporrichten, sie mußte den elenden Körper anheben und den Becher an den Mund des Krüppels halten. Der schluckte so gierig, daß ihm der Trank aus den Mundwinkeln lief. Und wieder packte sie, wie sie oft, der Ekel vor diesem Wesen, das Mensch hieß, und doch im Fühlen und Denken nicht mehr war als ein Tier.

Und ein Mann wie Holland, der doch für einen von den ganz Klugen galt, der hatte so was lieb! Und es mußte wahr sein, denn sie hatte seine Augen gesehen, wenn er neben dem Kinde saß, die waren voll Liebe. Und sie, die tolle, lustige Siabs, die voll Leben steckte und voll Kraft, sie hatte keinen Vater und keine Mutter, die sie mit solcher Liebe ansahen. Ein großes Mitleid mit sich selber kam über das Mädchen, es ließ den Kopf hängen und schluckte.

Großmutter Siabs kam in die Stube.

„Wie kommst du denn hierher?“

„Ich bin aus dem Fenster gestiegen, auf den Schafstall runtergesprungen.“

„Ja, hat der Jung' denn so geschrien, daß du das oben hörtest?“

Sie sah im hellen Mondschein die nassen Augen der Enkelin, und die tat ihr leid. Mit einer schwerfälligen Zärtlichkeit strich sie über die krausen Silberhaare. „Nu geh nur hinauf in die Kammer. Und werd vernünftig, Mädchen. So, so, laß nur das Weinen. Ich bin ja nicht mehr böse. Ich seh' ja, wenn's drauf ankommt, bist doch gut.“

„Nein,“ sagte Moiken, sah ihr fest in die Augen und würgte die Tränen fort, „anlügen tu' ich dich nicht, Großmutter. Ich bin nicht wegen dem Jung' aus dem Fenster gestiegen. Das kam man so hinterher. Ich bin rausgesprungen, weil ich mit dabei sein wollt', wenn sie sich da auf der Schulwerst lustig machen.“

„So.“ Und nach einem Weilschen noch einmal: „So.“ — Sie standen und sahen sich an.

„Ja, lügen tuft nicht, das ist wenigstens was. — Aber warum bist denn nicht mehr bei den andern? Dachteft, ich könnt' kommen und dich suchen?“

„Nein, das dacht' ich nicht. Ich mocht' mit einem Male nicht mehr. Mir war das alles so über. — Großmutter, was

ist das, daß ich mitten drin, wenn ich grad am lautesten lachen möcht', mit einem Male so was Komisches in mir hab', als sollt' ich lieber weinen? Und daß mir dann alles so widerlich ist, und ich mich gar nicht mehr freuen kann —“ Sie starrte vor sich hin.

„Das hast also auch?“ fragte die alte Frau. „Das kriegt jetzt schon? — Ja, da läßt sich nichts bei machen.“

„Was ist denn das?“

„Das ist die Inselkrankheit. Das haben hier viele. Und wenn wir nicht unser Leben in Gottes Hand legen und sagen: Du allein kannst mir helfen, dann wird sie Herr über uns. Denn das ist eine Versuchung des Bösen, der alles, was uns lieb ist, wertlos macht, und alles, was Pflicht und Arbeit ist, uns verächtlich erscheinen läßt.“



...schon schüttelte sie ihm ein volles Glas zwischen Hemd und Hals.

Moiken senkte den Kopf. Ach nein, so war das doch wohl nicht. Eine Krankheit? Am Ende wirklich eine Krankheit. Aber wenn es eine Krankheit war, was hatte die mit dem Bösen zu tun? Doch sie fragte nicht. Sie hatte immer geheime Angst vor der Großmutter.

Still ging sie in ihre Stube, und als Elsbe eine Stunde später heimkam und leise sagte: „Schläfst schon, Moiken?“ rührte sie sich nicht. Sie war verstimmt gegen die Schwester.

Hätt' die ihr nicht gleich folgen können. Was mußte die auf der Schulwerst bleiben, wenn sie heimging? Und sie trogte in sich hinein.

Fünf Tage blieb Uwe Karstens auf der Insel. In den fünf Tagen wirbelte das Leben über die stillen Fennen und segelte über die sonnenglänzende See und jauchzte zum wolkenlosen Himmel auf.

„Wo ich bin, ist immer gut Wetter,“ sagte der Seemann, als er mit dem Schulmeister und den Siabsmädchen am Priel lag, in die Weite sah und aus seinem kleinen Rasenwärmer dicke Tabakwolken vor sich hinblies, denn er hatte echten, guten, holländischen Tabak, und wer ihn nicht fragte, woher der stammte, der bekam davon ab.

Sie fragten also alle nicht. Er hatte überhaupt alles.

Der „Rosentanz“ schien wirklich zum Freibeuter geworden zu sein, denn sein schlanker Rumpf war voll von Konterbande, und da er einwandfreie Papiere hatte und sein Herr ein Freund des dänischen Königs war, drückten die dänischen Zollschiffe beide Augen zu und ließen ihn auf der Reede an den drei Steinen liegen, solange er mochte.

Moiken war selig, solange er dalag.

Nun war doch einmal Leben auf der Insel. Nun wußte man doch einmal, wozu man da war. Die schwere Stunde vom vergangenen Abend, die war untergesunken, vergangen, vergessen. Jetzt war es herrlich. Jetzt sangen die Lerchen, wie sie noch nie gesungen hatten, und das Gras war so weich und so hoch, man konnte sich ganz darin versenken.

Und Uwe wußte Geschichten — Geschichten — ganz andere als der Pastor und Schulmeister, die sie aus Büchern lasen oder in Bücher hineinschrieben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einführung der Posamenten-Industrie im Erzgebirge

In einem Buche über das Erzgebirge in Vorzeit, Vergangenheit u. Gegenwart ist unter anderem folgendes zu lesen: „Schon Mitte des 16. Jahrhunderts war die Posamenten-Industrie in Annaberg und in Buchholz in Aufnahme. Die

Annaberger Kirchenbücher aus der Zeit von 1570 führen Bortenwirker und Posamentmacher auf, Bortenwirkerinnen und Klipplerinnen, und Jenifius gibt für das Inslebentreten der Bortenindustrie und des Bortenhandels ebenfalls diese Zeit an. Die Kunst des Bortenwirkens selbst ist bedeutend älter. Schon im 13. und 14. Jahrhundert wurde sie geübt und im 15. war diese ursprünglich nur von Frauen geübte Kunst in die Hände männlicher Berufsbortenwirker übergegangen. Georg Eimel führte 1589 das Posamentiergewerbe in Buchholz ein. Aus dem Umstande, daß die Annaberger Posamentierer den Buchholzern nur die Anfertigung geringerer Waren gestatteten, geht jedoch hervor, daß das Annaberger Posamentiergewerbe das ältere und bereits lebenskräftigere war. Die Herstellung gewirkter Borten ist die älteste Manufaktur von Annaberg, denn „von dem Bortenwirken“ heißt es 1571: „ihr soult Leutte als von dem Berdwerd neeren müssen“. Durch kurfürstliche Privilegien wurde die Annaberger Posamentierer-Innung besonders begünstigt. Die Bandmanufaktur beschäftigte Anfang dieses Jahrhunderts 400 Meister, 200 Gesellen und 300 Lehrlinge. „Gegen 800 arbeiten auf Bandstühlen, die übrigen fertigen Räumchen, seidene und zwirne Fransen, gewirkte Spitzen und andere Posamentierarbeit.“ (Merkel I, 239.)

„Gegen Mitte des Jahrhunderts ging das vor 30 und 40 Jahren noch so kräftig dastehende Posamentier-Bandgewerbe im Obererzgebirge Schritt für Schritt abwärts. Gegen die Bandfabrikation in St. Etienne, in Basel, in Wien zc. stand die obererzgebirgische weit zurück, welche sich vom Gebiete der Mode fern auf einem eng beschränkten Gebiete hielt und weder Mühlenstühle, Jacquardvorrichtungen, noch Appreturen und Färbereien in entsprechendem Umfange besaß.“ (Wied, 35 ff.) Annaberg, Buchholz, Oberwiesenthal, Ehrenfriedersdorf, Geyer,

Wolkenstein, Jöhstadt, Löbnitz, Scheibenberg, Schlettau bilden gegenwärtig den Sitz der Posamentenfabrikation, in welcher Annaberg mit Buchholz herrschend obenan steht. Schon seit Jahren hat eine Anzahl Berliner Häuser in Annaberg Filialen errichtet und einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Arbeitsverhältnisse gewonnen, besonders dadurch, daß sie feine Waren für die inländische Anfertigung von sogenannten „Confectionen“ verlangten. Infolgedessen haben sich viele Arbeiter von den billigen Massenartikeln ab- und den feineren Arbeiten zugewendet, wodurch die Arbeitslöhne wesentlich stiegen. Die neue Zoll-

gesetzgebung hat aber auf die sächsische Posamentenindustrie nachteilig eingewirkt. Die Schutzzölle an sich haben dieselbe allerdings nicht geschädigt, aber die Aufhebung des Veredelungsverkehrs (mit Oesterreich), da beinahe die Hälfte der Arbeiter

der sächsischen Posamentenfabrikation in Böhmen wohnt, und nunmehr diese billigeren Arbeitskräfte der sächsischen Industrie verloren gehen. Schon 1882 verlegte eine Anzahl Annaberger und Buchholzer Häuser Filialen nach Weipert. „Als erfreulich ist hervorzuheben,“ sagt der Bericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1879/80, „daß sich mit gutem Erfolge bemüht wurde, die einzelnen Artikel in immer besserer und vollkommener Qualität herzustellen, und daß dies auch besonders von der Confection in Deutschland sehr beifällig aufgenommen worden ist. Für den Export nach England und Amerika sind allerdings noch immer niedrige Preise die Hauptbedingung, zu welchen wirklich gute Ware leider oft zu schwer zu liefern ist“. Natürlich verdienen bei diesen weder Arbeiter noch Fabrikant. Fransen aus Baumwolle, Wolle und Seide werden zwar noch vielfach gemacht; aber der Bedarf ist zurück- und viele Posamentierer zur Anfertigung von Schnuren, Fäden, Ornamenten zc. übergegangen. Man fertigt Schnuren aller Art, Kleiderschnuren, Quadrat-

cordel, Schnuren u. Fäden zu Besäzen, Seidenschnuren, Schling- und Nähgorl, und die aus denselben hergestellten Gimpfen (Besatzschnuren) und Ornamente, seidene Gimpfen, Ornamente mit Quasten, Agraffen, Besatzartikel aus Seidenschnuren und Per-

len, besonders feinere Besatzartikel mit Glasperlen, Schmelzperlen, Seidenschnuren, Soutache, Chenille, seidene Fransen zc.“ So weit nun etwas von der Einführung der Posamentenindustrie im Erzgebirge. Kurz sei noch die Einführung der Spinnerei im Erzgebirge erwähnt: „Die Leinenindustrie besteht bereits im 11. Jahrhundert.“ Aber erst 1812 hat Eli Evans die erste Baumwollspinnerei im oberen Erzgebirge in Siebenhöfen bei Geyer errichtet. In der Flachspinnerei wurde die Handspinnerei aufgegeben, weil sie nicht mehr entsprechend lohnte. Nur noch selten

sieht man die Spindel oder das Spinnrad sich drehen. Die Maschinenspinnerei des Flachses beruht auf denselben Arbeitsvorgängen, wie die Maschinenspinnerei der Baumwolle; Bandbildung, Teilen und Strecken, Vorspinnen und Feinspinnen. Von den im Jahre 1870 auf dem Erzgebirgsabhang befindlichen 14 mechanischen Flachspinnereien mit fast 28 000 Spindeln waren seit 1878 nur noch acht mit ungefähr 18 000 Spindeln im Gange. 1880 stellten wieder einige den Betrieb ein.“ — So war es damals in den Jahren der Einführung der Posamentenindustrie und der Spinnerei im Erzgebirge. Heute sagen wir: Es war einmal,



Nooch'n Feierabend



Dr Besuch ze Ustern

Von Laura Herberger, Buchholz.

(Nachdruck verboten.)

„Harmine, wos denkst de däh“, saht dr Vössl'r-Heinrich zu sein'r Fraa, „dr Reib'ri-Emil hoot mir geschriebe, doß 'r vir e paar Togn mit sein'r Fraa aus Amerika kumme is un zum arschin Ust'rfeiertog welln se uns besuch'n.“

„Nu du meine Güte“, saht dodrauf de Harmine, „wos sehn mr däh dann vir? Iech hoo noch nett drüb'r noochgedacht, wos mr ze Ust'rn affn welln.“

„Dorüb'r brauchst de dir la Koppzbrachns mach'n“, mahnet dodrauf dr Heinrich, „mr hoom doch enn grußn Taub'n'schloog voll Taub'n. Do sei viel halbwüchjige drbei, do is aa e biss'l meh Fleisch dra, wie an dann ganz gunge. Bis zum Frettig (Freitag) mögn se noch lab'n un ne Sunnomd schlachtn mr e Lazohl. Na, dos sell unn'r'n Amerikan'r Gästen schie schmeckn.“

Dr Vössl'r-Heinrich hat wuhl e zwanzig Taub'n un do war'n aa racht teire drbei.

Sei Nachb'r, dr Hähl'r-Benno, hat aa Taub'n, obr nett esu viel. 'r war wett'r nett neidißch offn Vössl'r seine vielen Taub'n, nár dos argeretn, doß öfftsch Taub'n von Vössl'r miet in senn Schlog geflogg'n kame un senn Taub'n is Futtr wagfroohn. Un wenn 'rsch ne Vössl'r saht, wollt darich nett zugahm. Seine Taub'n hätten genung Futtr in senn Schlog.

Dr Nachb'r ibrleget, wie 'r ne Vössl'r kennt ibrzeig'n un off amohl lachet 'r ibrsch ganze Gesicht un dacht: Na, dann war iech e Exemp'l lief'rn, dar sell nimm'r sogn, seine Taub'n káme nett ribr in men Schlog!

Ne Frettig vir Ust'rn hat dr Vössl'r enn nötig'n Wag ze machn un kam arsch schpet ehamm. Ne Futtrkass'n hatt'r gefüllt, eh 'r fort gieng, obr ne Taub'n'schlog mußt'r im Finst'rn zuschieb'n. „Na“, saht 'r zu sein'r Harmine, „morgn früh haast's obr Taub'n köpp'n; e Stick'r sechse braung (brauchen) mr alle-mohl.“

Früh schtand 'r beizeitn auf, im die sechs Taub'n lächt'r (leichter) fange zu kenne. Obr richtig drschrodn is 'r, wos do seine Ang (Augen) drblicitn: Alle Schtangle warn leer un die ganz'n Taubn hocktn ganz zammgedrängt in an'r Eck un in dr Mitt wacklet e Art Geschnepst ununn'rbroch'n hie un har, als wenn's well; dann Taub'n als Zuhärern e Theatr'schick auf-führen un wos war'sch? Ane von senn teir'schn Taub'n un off dar ihren Köpp'l machet e grüns Aff'l allrhand Brbeiging bei jed'r Bewaging, die die arme Taub machet, die dann Kopp-drück'r ohschütt'ln wollt. Die annern Taub'n warn vir Angst bal' in enann'r neigetrochn.

Dr Vössl'r geriet in große Aufregung; 'r ballet sei rachte Hand zamm un druhet nibr zum Nachb'r un saht arglich: „Dos is dei Wark, Hähl'r, obr war zelegt lacht, lacht am besten!“

In Erzgebirg gibbt's do un dort Chenilliefabrikn, wu all'r-lah Figurn drou hargestellt warn, Affle, Schmatz'rling un lauter sette Sachn, die mit lechtn Droht (Draht) v'rarbett warn. Un dr Hähl'r hat e sette klane Fabrik. De Dummhat von senn Eisfall war obr, doß 'r dar arme Taub dos grüne Aff'l, wu mit 'r ne Vössl'r beweishn wollt, doß se in senn Taub'n'schlog gewasn war, off ihr klanes Köppl hat geleimt, wos dann arme Tier

natürlich nett abgenahm sei kunnt un doshalm imm'r mit senn Köppl schüttlet.

Wie 'r nei in sei Schtub trot, saht 'r zu sein'r Harmine, wubei 'r die abgeputzte Taub aus enn klenn Sackl nahm, dann Dummegunge-Straach hoot mir dr Hähl'r geschpielt, un muß iech die teire Taub schlacht'n, iech kah ihre Qual nett läng'r miet ahjah. Un mit dr Schaar schniet 'r zearicht 's Aff'l lus un nocher drlöset 'r die arme Taub von ihren verleimt'n Köpp'l.

„Na wart nár, Hähl'r“, saht 'r nocher, „zu dir wart la Taub meh aus menn Taub'n'schlog nib'rgeflogg'n komme, alle warn se waggeschafft, geschlacht un vorkaast. Iech schaff mir lieb'r Hüh'n'r aa.“

Wie nun die Gást zum Ust'rsonntag kame, do duftet's fein nooch gebrotenen Taub'n un Gesprächs'stoff gob's aa genung. Dr amerikanische Freind fand ne Hähl'r sei. Tat „höchst ungezogen“, 'r saht, wenn wirklich die Taub e paarmol einige Körner mit beim Hähl'r v'rzehrt hätt, do hätt 'r kenne senn Nachb'r doch am bestn dodurch ibrzeigen, doß 'r ne asch in senn Taub'n'schlog hât neisafe lossn, wu die Taub neigeflogg'n war, dar hätt ne sicher garn dos Futtr drseht.

Dr Vössl'r wollt ne Nachb'r enn tüchting Brief schreibn, obr sei Freind saht: „Tue das nicht, um des lieben Friedens willen, der gerade zum lieben Osterfest unter uns allen herrschen soll, tue, wenn du den Nachbar siehst, als sei alles noch beim Alten, weil du doch auch mit schuld bist, un jeht wollen wir uns alle die Tauben recht gut schmecken lassen.“

's Ust'rwasser tut a Wunner

(Nachdruck verboten.)

De Teiberlich-Minna war ene ganz schiene gunge Maad, ober gottergar von Obergelaam (Aberglauben) ei'genomme. Dar Fäbler hatt siech von ihrer saling Grußemutter off'r verarbt. Bei dar altn Fraa gob's nisch't ohne Bedeitung, un wenn's bluß a Faddl Zwärn an 'ner Schärz oder Hul' war. Gerod esu von dare altn Walt war aah de Minna. Nár nisch't v e r p a s s e n bei 'en Geschahnis oder wenn a feierlicher Tog rafam! Dos war ihr Tud gewasen.

Esu warsch jedesmol in Friehegahr. Do mußt Ust'rwasser gehult war'n aus 'en Brunn oder aus 'en Bachl. Heier hatt se dos ah net vergassen. Früh um viere warsche mutterseeln-allah nausgeschlichen an Wildhuf-Bachl un hatt sich 'en volln Staa-krug rausgeschöppt. Kaa Mensch is ihr ah rei'zu in dr Quaar geloff'n. Se kunnt siech esugar in Gestripp drinne a paar Affle ohbrachen, wu awing rachte schiene Weinzla (Blütentäzchen) dra hinge. Drhamm wur a weiß Deckl über dan Krug gebrät, un do kame die Zweigle uhm drauf — an dr Seit nah noch a paar seine Biddle un drei rachte schiene farbige Schlaafle. Nu sohch dos klaane Tischl in dar Eck aus, wie su a Taasstä (Taufstein).

Jedn Mornig schöppet nu de Minna a Tipl voll Ust'rwasser raus un tot siech ihr Gesicht dermuet waschen un ne Hals. Doudrou wursche jedn Tog a bißl günger un gesünder. Se trieb's nu schie in dar zwäten Woch.

Wie se an dr Mittwoch wieder über dar Ohwascherei is, do ward doch ihr Bruder, dr Edwin, mit senn Waschlackl ah emol miet neititschen in dan Krug. Psatsch, do hatt mei Edwin ah schu 'ne Schall' drinne. Dar rieb sich sei Back un war a Gift un a Gall.

„Na wart nár, dumme Gans“, saht'r, „du warscht diech ah nimmer lang in dan Wasser boden!“

„Wog derich feil!“ gob ne sei Schwaster zer Antwort, weil se gewartig sei mußt, dar Gung tät ihr dos Wasser ausschütten. Na, iße war dos Ding wieder in Lut.

Ne andern Tog ze mittig gieht de Mutter nauf in Dorf zum Ermisch-Bauer, a Sackl Hühnerfutter huln. De Minna is druhm in dr Kammer un reimt ihr Zeig nei in Kladerschrank; dr Gung is nu ganz allah unten in dr Stub. 'r siht an Fensterbraatl un molt Bilder aus mit senn Farbkasten. Geleich hot'r

sich rute Farb' eigemacht in en Kaffee-Schale. Do ward'n doch dos Ding vun gestern wieder ei'falln. Wie a Rahl schleicht'r hie an Krug, nimmt de Ded' runner, un — plantsch, do is die rute Farb'-Brich drinne. Fix rühret ar mit ne Laastaden üm un deckt alles racht orndlich wieder zu. „Siste, nu laste diech waschen!“ denkt'r, reimt fix sei Zeig vun Fensterbraatl wag un macht siech aus'n Staab — naus off dr Strooß.

Mittlerweile is endlich ah de Minna wieder aus dr Kammer runner in de Stub. An Us'n wärmt se fix ihre Händ a fänkl, nochert rückt se 'en Stuhl nah ans Fenster un setzt siech an ihrn Klippelsoof. Noch kaane drei Zadle hot se fertig, do giebt de Tür auf, un rei kimmt de Butensfraa, de alte Streichlob-Karlne. „Geld auf!“ grüßt se. „Ich bräng dos Flaschl Ei'zenamme für dei Mutter, aus dr Apothek!“

„Haha, dos machst racht!“ gob'r de Minna zer Antwort. „Wos kriegst de dä? Rei Mutter is net drhamm — die is emol nauf ins Dorf.“

„Wos kost't?“ wiederhulet de Butensfraa. „Dos war' iech dr geleich soogn, wenn ich ihe 's Flaschl aus'n Korb rausnamme tu'. — Fünfselchzig Pfeng, mei gute Minna!“

De Mad nahm dos Flaschl un hulet 's Gald ausn Tup-Schrankl raus. „Seß diech nār en'n Riet, Karlne!“ torbieret se de alte Fraa. „De nimmst uns doch finst 's ganze bißl Ruh miet.“

„Russe, wenn's dos is,“ saht de Karlne, „do will iech mich nār en'n Riet harlegen off dr Us'nbank!“

Se sooh noch net lang, do sooh se dos ahgeputzte Tischl vorn in dar Ed.

„'s sieht doch dorthiertn, wie a Taastä! Wos hatt'r dä drinne in dan schinn Krügl?“ freeget se.

„Anusse, dos laa iech dr sei net verrotten!“

„Ret verrotten?“ manet de Karlne ei'geschnappt. „I, sog mersch nār, Minna — iech bie doch 'ne alte Fraa!“

De Minna zuppet e bißl verlagn an ihrn Kuptichl. „Anusse, do will ich dersch nār soogn — ober de darfst miedch net auslachen! Usterwasser is drinne!“

„Usterwasser?“ freeget de Butensfraa. „Worzu nimmste dä dos?“

De Minna d'rzechlet nu, wie mer do beim Dhwaschen mit dan Wasser jedn Tog gesünder un frischer ward — ah viel jünger. De Karlne horchet dar Predigt zu, wie a klaa Kind. 's Günger-war'n dos fenn ihr amende ah nisch schod'n.

„Mer sieht dersch ah mit den'n ruten Baden, doß de gesund bist! Hm, wos'ch dr soogn wollt: Kannst mer ah e Tipl fitts Usterwasser gabn für mei zammegeschumpelts Gesicht — iech versuchets ah emol.“

„I—a nā!“ saht de Minna, „ausn Haus darf mer dos Usterwasser net gabn — do schafft mer ne Segn fort!“ Mit alle zwā Händ fuhrsche wieder nei in de Klippeln. De Butensfraa sooh ihe racht noochdentlich off dar Us'nbank, fuhr siech mit dr Schärz ah e paarmol nei in de Mogn. Ru tot's dr Minna doch a fänkl wieh!

„Inu, horch emol, Karlne,“ fung se dan Dischtur wieder ah, „de könnst' diech doch ah geleich dohiertn in dr Stub e bißl

waschen! Baar soll dä ihe komme? Bind nār dei Kuptichl runner un zieh de Gad (Sack) off 'en Mognbiel aus — in Guten gieht alles!“

„Jadoch,“ saht de Karlne triestlich, „obr mei gute Minna: Ich schaam miedch doch vür dr!“

„Schaame!“ lachet die. „Ich bie doch kaa Mannen! Un waschte wos? Mit men'n Klippelsoof do laa iech miedch doch ah n i m z u drehe! — Siste, esu mach'n mer dos!“ Esu drehet se ihrn Stuhl nooch dr Wand zu.

Dr Butensfraa gefuht dos gute Wasen — se mußt die Sach' amende doch emol probiern mit dan Usterwasser. „Hast a alts Dhwasch-Flaschl do?“ freeget se. „Re Tiesch möcht' iech dr doch nei ei'saue.“

Esu langet de Minna dos braune Waschflaschl unner dar Usenbank avür. „Na, do mach' nār dei Sach, un bie racht ah-dachtig — 's bißl manichsmol eher, wie mer denkt!“ saht se noch un jug dos Dedl vun Krug runner — nochert ging se hie an ihrn Klippelsoof.

Berstuhlns jug de Karlne ihre Gad aus un machet sich nüber ans Tischl; 's Gepflantscher ging lus. Aufrichtig gesogt, de Minna mußt sich ihe 's Waschen verbeihn; ober ümgeguckt wur' sich net. Endlich häret se, wie de Butensfraa sich wieder ahzieht to. „Na, nu is geschahel!“ manet se lustig. „Bie iech dä a bißl frisch wur'n?“

De Minna drehet sich üm, se wār' ober or Schrad bal vun Stuhl gefalln. A Gesicht hatt de Butensfraa dra, wie a In-dianer. Inu, über dan Abblid!

De Butensfraa hatt ober kaa Ahning, wos'r gepaffiert war. „Sog' mer nār, du guckst miedch racht verwärri ah: Ich bie wuhl racht geschwind schie wurn?“ freeget se off de Minna hinner.

„Jadoch,“ gob ihr die zer Antwort, „zu schie biste! Nār dos rute Gesicht! De Leit war'n sei gucken, wenn de naus-kimmst off dr Strooß!“

Wah Gott, es wur' ihr ihe richtig angst or dar altn Fraa. „Wenn ich se nār erscht lus wār, eh' mei Mutter ahamm kimmt!“ dacht se. Richtig, es wur' ah esu. De Karlne war wie ausgewachstelt un machet sich an de Luft. Wie se de Tür vu draußn zugemacht hatt, fauset ah mei Minna schie ahinner an dan Tischl un guket nei in dan Krug. Ihe sooh se erscht, wos ihr dar Saugung or 'en Straach gespielt hatt. Brich' war drinne, wah Gott, wie vu 'ner tutn Sau.

„Su ein Hundsgung, ein verdammter!“ schimpfet se. „Ihe tut mer sei die alte Fraa lad; die war'n de Leit sei orndlich zum Rarrn hoom. Na, Gung, komm du mir nār heit ahamm!“

Ober dar sooh driem beim Kimmel-Schuster un d'rzechlet jeine Heldentat. Wann se ausgelacht hoom, dos war de Minna. Ober die war dosmol ne Schicksol entgange. Re Schodn, dan hatt de Butensfraa, un sünn Spott brauchet se net ze sorgn — dos machet'n de Leit. Buhie se kam, hoom siech de Leit an salbing Tog bal tuut gelacht über dos ägyptische Ratfel, un esu lang se noch gelabbi hot, nannt' se alle Wast nār: 's wa n - deinde Usterwasser. Ja, ja, esu sei de Leit zu en'n wunnerlichen Name komme! — Bernh. Brüdner, Leipzig.

Waldeinsamkeit

Kennst du des Waldes schöne Traumgebilde? —
Die Schönheit der Natur im wilden Forst? —
Hast du der Heimat trauf Gefilde
Mit hellen Augen schon erforscht? —
Was dir der Wald erzählt, kann dich beglücken,
Geh' nur hinein in seine Einsamkeit!
Und sollte manches Schwere dich bedrücken,
Im Wald verträumst du manches schwere Leid.
Betrachtest du den Wald in seinem Schweigen,
Zur Frühlings-, Herbst- und Winterszeit,

Er wird sich deinem Auge herrlich zeigen,
Im grünen, gelben oder weißen Kleid. —
Und hast du dir den stillen Platz erspähet,
Wo du den alten Buchen und den Eichen lauschst,
Hörst du sie sprechen, was sie dir erzählen,
Hörst du, wie es in ihren Zweigen rauscht!
Und dort fühlst du dich frei und stets geborgen,
Es mag zu jeder Tagesstunde sein,
Frei bist du dann von allen Alltagsorgen,
Es wird dir immer wie ein Märchen sein.

Harry Schwab, Breitenfeld i. B.



Der erste Schulgang!

(Nachdruck verboten.)

Wenn de Ustern sei verüber, draußn wards sachte grie,
Nocherts müssen de klänn Kinner nu ah zer Schul' nei-
gieh.

De Zuckertiet ward haamlisch gehult — zeracht ge-
macht,
Paar Krapple¹⁾ miet gebaden verstuhlns noch in
dr Nacht.

Gewachsen sei de Tiet'n — — mer laa's bal net gelaam²⁾,
Bun Weihnachten bis Ustern off dan „Zuckertietenbaum“.
Dar stiecht wuhl hunnert Meter noch hinnern Hagenhaus;
Ober sei richtig's Flackl — dos friegt mer garnet
raus.

Ru gitt's³⁾ doch en'n Schulfaster — dos is a guter
Maa —
Dar legt se in a Körbl — klabbt lauter Zetteln dra';
Sinst könnt' mersche verwachseln. Dos wär' doch
Lumperie!
Manche hätten de meesten — annre müßten leer
hangieh!

¹⁾ kleine Napftuchen; ²⁾ nicht glauben; ³⁾ gibt es; ⁴⁾ Augen.

Is de Schulstüb ehmd voll Kinner, gieht's mit dan
Fast halt lus.
Se stuzen wie de Meisla — machen Nagn⁴⁾,
Do gitt's sei Zeig ze sahe! Un nochert die Luderei!
Es laa doch — wie in 'ner Schulstüb — nargends net
schinner sei!

Mit ne rachten „schinn“ Pattisch-Handl namme se für heit
Abschied.
Se hoom doch, wos se wollten: De grüße Zuckertiet.
Ru gieht's sei, uhne Gefadel, schwuppdich zun Tempel
naus,
Chamm — haste wos kaste! Ru — Zuckertiet pad' aus!!

Und dos Derzeehln! Die Buugeln — mer sieht's
ne garnet ah!
Die könne eich sei reden, wie dr gescheitste Maa.
Dos gieht rauszamm wie Wasser — bis ohmdst noch nei
in Bett.
Ja, su en'n Log, wahrhaftig, vergift mer sei Labtrog
nei!

Bernh. Brückner, Leipzig.

(Wie unser Bild zeigt, ist es so nicht alle Zeit gewesen. Die Redaktion.)